

Hubert Feichtlbauer

Das Osterlachen des Fritz Csoklich

Zum Tode des langjährigen Chefredakteurs
der „Kleinen Zeitung“

Bei einem Journalistenbesuch in China hatten wir schon in den siebziger Jahren einmal erlebt, dass die um Diplomatie bemühten Gastgeber den Chefredakteur der „Kleinen Zeitung“ trösteten: „Bei uns ist auch das Kleine angesehen.“ Dabei hatte schon damals die führende Zeitung der Steiermark und Kärntens den dritten Rang in der Auflagenstatistik von Österreichs Tageszeitungen erklommen. Drei Nachfolger standen Anfang November an seinem Grab in Graz, wo Fritz Csoklich am 22. Oktober 2009 gestorben war. 39 Jahre lang hatte er der „Kleinen Zeitung“ mit Herz, Hirn und Hand gedient, 36 Jahre davon als Chefredakteur. Er war einer der erfolgreichsten dieser Zunft im Nachkriegs-Österreich.

Der am 5. Mai 1929 in Wien geborene Fritz Csoklich hatte in seiner Heimatstadt Geschichte und Germanistik studiert und in Düsseldorf, Münster und Köln erste praktische Erfahrungen gesammelt, ehe er in der Steiermark sesshaft wurde. Seine große Leistung bestand zunächst darin, auch unter härtester Konkurrenz immer wieder den Spagat zwischen Qualität und Massenaufgabe zu schaffen. „Mehr als ein gezähmtes Revolverblatt“ sollte „die Kleine“ sein, eine „Massenzeitung mit geistigem Profil“. Der gleichfalls aus Wien stammende Generaldirektor Hanns Sassmann war ihm dabei ein kongenialer Herausgeber, mit dem Csoklich auf der gemeinsamen Basis einer gefestigten Weltanschauung auch manchen sekundären Richtungsstreit wortstark austrug. Allen daran Beteiligten tat das gut.

Csoklich übernahm die Zeitung mit 100 000 und übergab sie mit 300 000 Exemplaren Auflage. Keine andere Zeitung – außer dem „Luxemburger Wort“ – hat das geschafft: ein qualitätsvolles Boulevardmedium mit klarem katholischen Hintergrund, aber ohne Hierarchie-Abhängigkeit zu sein!

Die geistigen Eliten gewann er mit prophetischer Grundsatztreue: Viele Entwicklungen in der katholischen Kirche, der der damalige Katholische Pressverein Styria als Eigentümer der „Kleinen Zeitung“ erkennbar verbunden war, nahm Csoklich schon vor dem Konzil voraus: das Bemühen um Heilung des Risses zwischen Kirche und

sozialdemokratisch dominierter Arbeiterschaft, den ökumenischen und den interreligiösen Dialog, den Brückenbau im Sinne von Kardinal Franz König, das „Gespräch der Feinde“ nach Friedrich Heer, die frühe Sorge um die Menschen jenseits der Landesgrenzen des Eisernen Vorhangs in Allianz mit gesinnungsverwandten Politikern wie Josef Krainer, Bruno Kreisky und Erhard Busek.

In solchen Aktivitäten wirkte er weit über seine Zeitung und sein Bundesland hinaus, wurde zum exemplarischen Wortführer katholischer Journalisten und Journalistinnen schlechthin und wusste sein leidenschaftliches Engagement für eine biblischere, offenere, an Einheit in versöhnter Vielfalt orientierte Kirche immer mit einem nicht verletzenden Tonfall zu verbinden. In zahllosen öffentlichen Auftritten bestachen sein moralisches Pathos, in dem oft auch verschmitzter innerer Frohsinn aufblitzte, aber auch seine glasklare, für eine breite Zuhörerschaft verstehbare Sprache, die ihm Zustimmung auch von einfachen Menschen eintrug. Am ersten Volksbegehren Österreichs, das 1964 Radio und Fernsehen aus der Umklammerung machthungriger Parteipolitik befreite, war Csoklichs „Kleine“ von der ersten Stunde an maßgeblich beteiligt.

Sein mit Gemeinsinn, Verantwortungsbewusstsein, Optimismus und Lebensfreude durchmisches Motivationspotential kam nie ins Wanken. Seine Autorität gebietende Art, die er auch in unzähligen Vorträgen, Diskussionen, Moderationen und Beiträgen zur „Herder Korrespondenz“ unter Beweis gestellt hat, bestand nicht zuletzt darin, „den Ereignissen auf den Grund und den Machthabern auf die Nerven zu gehen“, wie sein Kollege von den „Oberösterreichischen Nachrichten“, Hermann Polz, ihm attestierte. Und Gerd Bacher, der Übervater des entparteiopolitierten ORF, rühmte lakonisch seine „merkwürdigen“ Eigenschaften: „Er kann Deutsch, ist gebildet und hat Charakter.“

In seinem letzten Lebensjahr trug Fritz Csoklich die Spuren zunehmender körperlicher Insuffizienz an sich. Das hinderte ihn nicht, noch am 8. Oktober im Rollstuhl zur Überreichung einer Auszeichnung seines langjährigen persönlichen Freundes, des Hitler- und Stalin-Häftlings sowie zweimaligen polnischen Nach-Wende-Außenministers Wladyslaw Bartoszewski, in die Grazer Burg zu kommen. Ein letztes Mal war eine frohe Runde auch um Fritz geschart, um ihn aufzuheitern, aber eigentlich hat auch diesmal er, besser drauf als seit langem, uns zu ernsthaftem Lachen gebracht – über Gott und die Welt, niemals verletzend, ansteckend allemal, und der steirische Wein floss zu Ehren beider, und nach zwei Wochen wussten wir: Es ist ein risus pascalis gewesen, ein dankbares Osterlachen.